

Finale

O-Ton

«Am Samstag-nachmittag vergessen Millionen Menschen ihre Alltagssorgen.»

Ottmar Hitzfeld

Kulturnotizen

Ingeborg-Bachmann-Preis Literarisches Gipfeltreffen mit Berner Michael Fehr

14 Schreibende tragen nächste Woche in Klagenfurt wieder ihre Haut zu Markte und buhlen um den Bachmann-Preis. Für eine Überraschung gut ist der Berner Michael Fehr, einer der beiden Schweizer Bewerber. Mit 32 Jahren ist Fehr der zweitjüngste im Teilnehmerfeld, die meisten Konkurrenten sind über 40. Sein bisher einziges Buch, «Kurz vor der Erlösung», verblüffte letztes Jahr die Kritiker mit einer stark rhythmisierten, dialektal gefärbten, spielfreudigen Sprache. Wie Fehr eine echte Newcomerin ist Romana Ganzoni aus Celerina. Die 47-jährige Gymnasiallehrerin hat bisher nur in Anthologien veröffentlicht, arbeitet gegenwärtig aber an einem Roman. Das Wettlesen wird am 2. Juli eröffnet. An den folgenden drei Tagen liest jeder Bewerber vor Publikum je 30 Minuten aus einem unveröffentlichten Text. Anschliessend diskutiert die Jury den Beitrag. 3sat überträgt den ganzen Wettbewerb auch dieses Jahr wieder live. (sda)

Tagestipp

Kunst als Fundament

Eine Schweizer Stiftung in Georgien

Die Artasfoundation ist eine Schweizer Stiftung, die sich im Wiederaufbau nach Kriegen oder Bürgerkriegen für die Entwicklung einer Zivilgesellschaft einsetzt und dabei Kunst als Fundament ihrer Arbeit begreift. Die Verantwortlichen stellen ihre Theaterarbeit, Kunstfestivals und Workshops im Südkaukasus vor und berichten über erste Recherchen im Norden Sri Lankas. Die Fragen aus dem Publikum und von Moderatorin Nicola von Greyerz beantworten unter anderen der Schweizer Botschafter in Georgien Günther Bächler und die Gründerin der Stiftung, die Kulturgeografin Dagmar Reichert. Im Anschluss wird der Film «The Machine Which Makes Everything Disappear» von Tinatin Gurchiani gezeigt, der von den Wünschen und Lebensplänen junger Menschen in Georgien erzählt. (klb)

Kino Kunstmuseum, Sonntag, 11 Uhr.

Bonbons & Granaten Güzin Kar

Dein Körper, der Betrüger

Vor einigen Tagen träumte ich - wenn ich so anfangen, wissen Sie, dass Sie den Freudianer in sich von der Leine lassen können -, ich träumte also, wie sich jemand vor mich hinstellte und



sagte: «Deine vorrangige Aufgabe ist es, so auszu-sehen wie damals mit zwanzig.» Ich fragte vorsichtig, ob nicht etwas Leichteres zu meiner vorrangigen Aufgabe erklärt werden könne, zum Beispiel den Welthunger zu besiegen oder Irina Beller mit Stefan Zweifel zu verkuppeln, nahm aber, als ich wach war, frühere Fotos von mir zur Hand und verfiel in eine Depression.

Sich selbst beneiden

Tatsächlich ertappe ich mich immer öfter bei der Disziplin des reflexiven Neides. Diesen Ausdruck habe ich für die Krankheit kreiert, obwohl es dafür

vermutlich bereits ein Arsenal an Fachausdrücken gibt. Sich selbst zu beneiden, ist ein unlösbarer Konflikt, da man Sieger und Verlierer in einem ist. Etwa so, als hätte man einmal im Leben Sex mit Christian Bale gehabt, ihn aber verschlafen.

Der sah mit zwanzig übrigens aus wie ein schlechter Morph von Tom Cruise und irgendeinem Säugling. Ob er trotzdem alte Fotos von sich hervorkramt? An meinem reflexiven Neid sind weder Heidi Klum noch Barbie schuld, nicht einmal Sepp Blatter. Nein, schuld ist meine Mutter.

Das habe ich geschrieben, damit der Hobbyshrink in Ihnen zufrieden einnicken kann, während wir uns weiter unterhalten. Die Schuld an meinem Unglück trage einzig und allein ich selbst, sofern man überhaupt von Schuld reden kann. Oder sagen wir, es ist eine Frage der seelischen Konstitution. Seit Geburt gehöre ich zu den Melancholikerinnen, die sogar Dingen hinterhertrauern, die sie gar nie hatten. Dafür kaufe ich

manchmal Kleider doppelt, weil ich vergesse, was ich schon besitze.

Die Kindheit verklären

Meine Kindheit verkläre ich im Rückblick aber als unbeschwerter, als sie es in Wirklichkeit war, denn mit vier Jahren weinte ich ob der unverrückbaren Tatsache, dass wir alle irgendwann sterben werden.

Heute, viele Jahre später, stehe ich zwischen zwei Fronten, die mir den richtigen Umgang mit meinem Verfall diktieren. Auf der einen Seite bläst die Armee der Selbstoptimierer zum Kampf gegen Kilos, Faulheit und schlechtes Styling, auf der anderen rufen Konterrevolutionäre zum Sturm auf gegen patriarchale Schönheitsideale auf, verbunden mit dem Befehl, die eigene Cellulite gefälligst zu achten und zu ehren.

Mein Unglück steht verloren und unverstanden daneben. Es ist weder durch Selbstkasteiung noch durch Selbstliebe heilbar, der peinvolle Blick in die Vergangenheit mit Gegenwartsvergleich nicht Ursache, sondern nur Verstärker des Leidens. Selbst wenn

Bauten anzusehen. Die krassesten Exemplare sind wahrlich Angriffe auf die Volksgesundheit. Wers nicht glaubt, darf sich auch ins Neunertram setzen, nach Wabern fahren und sich Gedanken über die Menschen hinter den bunt angestrichenen Fassaden machen. Der Mechanismus ist überall derselbe: Ein Haus wird aussen gedämmt, und weil alles hinter einer dicken Schicht Styropor verschwindet, soll eine originell gemeinte Farbwahl den Verlust des architektonischen Ausdrucks kompensieren.»

Mehr üben in der Werkstatt

Doch woher stammt das Problem? Eine Erklärung liegt in der Verfügbarkeit der Farben. Historische Farben wurden aus Pigmenten angerührt, die mühsam aus der Erde gegraben, im Gifttopf versteckt oder gar in der Schatztruhe eingeschlossen wurden. So haben Künstler Kostbares traditionell mit teuren Pigmenten gemalt: Beispielsweise den Mantel der Muttergottes aus fein zerriebenem Lapislazuli, einem Edelstein. Heutige Farben hingegen: Das sind Fächer mit Tausenden Zwischentönen, die von der Industrie geliefert werden und keinen

Preis, keine Geschichte, keine Herkunft und angeblich keine Bedeutung haben. So kann es durchaus mal vorkommen, dass eine ahnungslose Bauverwaltung ein 0815-Häuschen im Lapislazuli-Kleid bewilligt.

Unser Problem mit der Farbe ist somit das altbekannte Problem der Freiheit. Nur die ganz Naiven meinen, Freiheit bedeute, alles tun zu dürfen, was man zu wollen meint. Die anderen wissen: Freiheit bedeutet Verantwortung. In unserem Fall könnte dies bedeuten, Farbe ernst zu nehmen, sie nicht als Mittel zur Selbstverwirklichung zu betrachten oder, wenns sein muss, halt Respekt vor diesem Medium zu haben, das über die Person, die sie ausgewählt hat, viel mehr preisgibt, als ihr möglicherweise lieb ist. Fazit? Es wäre schön, wenn der Umgang mit Farbe seltener im Praxisversuch und öfter beim Nachdenken und Üben in der Werkstatt erlernt würde.

Der Autor ist Architekturhistoriker in Bern (www.christophschlaeppli.ch) und Mitglied des «Baustelle»-Kolumnisten-teams.



Mit Farbe gibt es bei der Tramfahrt nach Wabern nicht nur Entgleisungen: Zeugen der Farbkultur des frühen 20. Jahrhunderts im Monbijou. Foto: zvg

Baustelle Heute geht es scheinbar um eine Nebensache: Woran erkennt man eine gute Farbgestaltung? Christoph Schläppi

Auch die Hölle hat viele Farben